

Hannes König, Theo Piegler (Hg.)
Wie der Vater, so der Sohn?

IMAGO

Hannes König, Theo Piegler (Hg.)

Wie der Vater, so der Sohn?

Kulturpsychoanalytische Filmbetrachtungen

Mit Beiträgen von Matthias Franz, Konrad Heiland,
Hannes König, Thomas Krömer, Christa Möhring,
Marén Möhring, Christina Pechstein, Theo Piegler,
Gabriele Ramin, Tobias Schwarzbauer und Timo Storck

Psychosozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2017 Psychosozial-Verlag

Walltorstr. 10, D-35390 Gießen

Fon: 06 41 - 96 99 78 - 18; Fax: 06 41 - 96 99 78 - 19

E-Mail: info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Filmstill aus *Steamboat Billy jr.* (1928)

Umschlaggestaltung & Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

Satz: metiTec-Software, me-ti GmbH, Berlin

www.me-ti.de

ISBN 978-3-8379-2663-7

Inhalt

Prolog	9
Väter und Söhne <i>Hannes König & Theo Piegler</i>	11
Ein Sohn kämpft um seinen Vater <i>Jenseits von Eden</i> (Regie: Elia Kazan, USA 1955) <i>Theo Piegler</i>	39
Möge die Ma(ma)cht mit dir sein Väter, Söhne und der Rest in <i>Star Wars</i> (Regie: George Lucas, USA 1980–2015) <i>Timo Storck</i>	53
Das Miteinander ist das, was im Leben zählt <i>Indiana Jones und der letzte Kreuzzug</i> (Regie: Steven Spielberg, USA 1989) <i>Theo Piegler</i>	67
Er lebt in dir! <i>Der König der Löwen</i> (Regie: Roger Allers & Rob Minkoff, USA 1994) <i>Hannes König</i>	81

Mentalisieren – Die Fähigkeit, mit Veränderungen umzugehen	101
<i>Good Will Hunting</i> (Regie: Gus Van Sant, USA 1997) <i>Gabriele Ramin</i>	
Ödipale Verstrickungen	113
<i>Reine Nervensache</i> (Regie: Harold Ramis, USA 1999) <i>Theo Piegler</i>	
Family Business – Der missbrauchte Sohn: Es geht nichts wirklich zu Ende	123
<i>Panic</i> (Regie: Henry Bromell, USA 2000) <i>Christa Möhring & Marén Möhring</i>	
Mehr als 90 Minuten	147
<i>Das Wunder von Bern</i> (Regie: Sönke Wortmann, D 2003) <i>Thomas Krömer</i>	
Begegnung wider Willen	163
<i>Die große Reise</i> (Regie: Ismaël Ferroukhi, MA/F 2004) <i>Theo Piegler</i>	
Identitätskrise im Kostüm	173
<i>The Amazing Spider-Man</i> (Regie: Marc Webb, USA 2012) <i>Christina Pechstein</i>	
Ohne Zahn und doch mit Biss – Väterzähmen schwer gemacht	183
<i>Drachenzähmen leicht gemacht</i> (Regie: Dean DeBlois & Chris Sanders, USA 2010) <i>Hannes König</i>	
Dexter, Harry und der Kodex	203
<i>Dexter</i> (Regie: John Dahl u. a., USA 2006–2013) <i>Tobias Schwarzbauer</i>	

Väter und Söhne der Nachkriegszeit	219
<i>Quellen des Lebens</i> (Regie: Oskar Roehler, D 2013)	
<i>Konrad Heiland</i>	
Die Angst der Frauen vor der Angst der Männer	235
<i>Höhere Gewalt</i> (Regie: Ruben Östlund, S 2014)	
<i>Matthias Franz</i>	
Epilog	239
Autorinnen und Autoren	243

Prolog

Wenn es im Kinosaal dunkel wird, tauchen sie auf der Leinwand immer häufiger auf: Väter und Söhne. Die Personen, die wir da zu Gesicht bekommen, sind allerdings keineswegs »landläufig«, das wäre zur Unterhaltung des Kinopublikums viel zu »langweilig«. Es sind aus Rollenklischees und Realität fallende, künstlerisch-transformierte fiktive Figuren, die aber gleichwohl viel Urmenschliches, Sympathisches wie Konflikthafes transportieren, das bei uns als Zuschauern aufgrund unserer eigenen Erfahrungen auf emotionale Resonanz stößt, uns zu Gefühlen von Ekel und Abscheu, viel mehr aber noch zu Freude und Tränen anregt. Was gibt es Schlimmeres als Traumatisierung, was Schöneres als Versöhnung? Welche Prüfungen müssen unsere Filmhelden nicht alle bestehen, um ihren Weg zu finden! Stellvertretend leiden und hoffen wir mit ihnen ...

Die Tatsache, dass das Thema »Männer« – und Männer sind eben immer *Söhne* und oft auch selbst *Väter* – gesellschaftlich seit Jahren zunehmend mehr in den Fokus der Aufmerksamkeit rückt, ja an Brisanz gewinnt, hat uns veranlasst, diesem Phänomen nachzuspüren. Um den Abgleich des Filmgeschehens mit der Realität zu ermöglichen, befassen wir uns im ersten Teil des folgenden Beitrags mit dem realen Fundament der Thematik. Im zweiten Teil bewegen wir uns dann auf die cineastische Ebene: Dort geht es um Väter und Söhne, wie sie im Film künstlerisch verstoffwechselt sind. Wobei wir den kühnen Versuch unternehmen, die Rolle dieser fiktionalen Figuren im Verlauf der ganzen Filmgeschichte zu skizzieren. Es folgen 14 Filmanalysen von Werken, die zwischen 1955 und 2014 in die Kinos kamen. Vom elfköpfigen Autorenteam – different Arbeitsfelder, Alter und Geschlecht betreffend – werden die Streifen auf die Couch gelegt

und je nach Autor¹ aus unterschiedlichen, persönlich gewählten Perspektiven analysiert. Wir sind der Meinung, dass dieses Vorgehen dem einzelnen Filmkunstwerk noch mehr Tiefe verleiht und hilft, Gefühls zu versprachlichen. Das Ergebnis ist ein vielgestaltiges Bild von Perspektiven und Analyseergebnissen. Als Herausgeberduo danken wir allen Autoren sehr für ihre interessanten und engagierten Beiträge, die uns wie ein wundervoller bunter Strauß erscheinen, der mit seinen vielfältigen Farben, Formen und Nuancen das Herz in der Tiefe erreicht. Wir sind von dem breiten Spektrum der Beiträge und der Lebendigkeit der unterschiedlichen Ausführungen fasziniert und haben uns bei unserer Arbeit über jede E-Mail unserer Co-Autorengereut, die einen neuen Beitrag im Anhang hatte! Wir wünschen allen Lesern dieses Buches, dass sie sich selbst bei der Lektüre als Erkundende erleben und sie etwas von unserer Freude an diesem Projekt vermittelt bekommen – auch wenn der Inhalt oft mehr als traurig ist. Da scheint es dann so, als hätte Kronos Pate gestanden. Rhea, seine Frau und Schwester, darf man dabei natürlich auch nicht vergessen. Psychotherapeutische Ersatzväter und -mütter versuchen dann zu retten, was zu retten ist. Das Buch schließt mit einem Epilog des Herausgeberduos. Er soll den beschriebenen Strauß wie der rote Faden, der sich auf einer Metaebene als das Gemeinsame durch die Beiträge zieht, umschließen und zusammenhalten.

Last but not least möchten wir den Mitarbeitern des Psychosozial-Verlags danken, die uns bei der Realisierung unseres Projekts tatkräftig unterstützt und uns diese Publikation ermöglicht haben!

Berlin und Hamburg, im Januar 2017
Die Herausgeber

1 Aus Vereinfachungsgründen wird im gesamten Buch die männliche Form für beide Geschlechter verwendet.

Väter und Söhne

Hannes König & Theo Piegler

Fakten

Zwei Weltkriege innerhalb eines Vierteljahrhunderts, das hatte die Menschheit bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch nie erlebt! Der Blutzoll auf allen Seiten war mit über 50 Millionen Toten unvorstellbar hoch. Die Zahl entspricht in etwa der Einwohnerzahl der gesamten iberischen Halbinsel (2016)! Auch die Folgen – im Kontext dieses Buches: die individuellen und gesellschaftlichen – waren gravierend bis verheerend. Tradierte Werte und Ordnungen wurden hinweggefegt oder zumindest infrage gestellt, das Rollenverständnis der Menschen in der Gesellschaft erfuhr einen tief greifenden Wandel. Die Väter blieben dabei auf der Strecke. Kaum war der Geschützdonner des Ersten Weltkrieges verhallt, äußerte sich ein Psychoanalytiker über *Die vaterlose Gesellschaft* (Federn, 1919) der damaligen Zeit. Den Horror des Zweiten Weltkriegs lösten der Kampf ums Überleben und der Wiederaufbau ab. So kam es, dass Marlene Dietrich erst 1962 in einem Song nachdenklich fragte: »Sag mir, wo die Männer sind, wo sind sie geblieben?« Ein Jahr später wagte Alexander Mitscherlich eine Standortbestimmung und kam zu dem Schluss: *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft*. 30 Jahre später war das Thema immer noch aktuell. Ein Buchtitel lautete damals *Sagt uns, wo die Väter sind. Von Arbeitssucht und Fahnenflucht des zweiten Elternteils* (Benard & Schlaffer, 1993). 1998 war dann für Matthias Matussek *Die vaterlose Gesellschaft* Fakt. Erst in den letzten Dezennien nahm sich die Wissenschaft und im Gefolge auch die Politik (z. B. Elternzeit für Väter seit 2007) des Themas an, sodass heute vorsichtig von einer gewissen Renaissance der Väter gesprochen werden kann: in Gesellschaft, Wissenschaft und Kultur. Dazu ein paar Schlaglichter!

In den USA erklärte Präsident Richard Nixon 1972 den dritten Sonntag im

Juni zum Vatertag, der seitdem ein offizieller Feiertag ist. Die Frage, die sich da natürlich aufdrängt, ist die, wie erbärmlich die Rolle der Väter sein muss, wenn sich ein Land zu einem solchen Schritt entscheidet. Der amerikanische Präsident richtet seitdem alljährlich an diesem Tag sein Wort an die Nation. Präsident Obama sagte 2015:

»Vater zu sein ist einer der wichtigsten Jobs, die ein Mann haben kann. Nur wenige Dinge im Leben bringen so viel Freude und Stolz wie der Segen von Vaterschaft. Kinder groß zu ziehen ist ein unglaubliches Privileg, aber auch eine gewaltige Verantwortung. Das erfordert harte Arbeit, häufig Kampf und die Verpflichtung, immer für seine Söhne und Töchter da zu sein« (Obama, 2015; Übers. d. Verf.).

Er selbst wuchs ohne Vater auf (vgl. Obama, 2009 [1995]). Seit 2012 gibt es auch einen Internationalen Vatertag.

Im wissenschaftlichen Bereich spielt die Vaterthematik zwar seit Freuds Zeiten in Form von Laios und Ödipus eine Rolle, aber die empirische Forschung begann in Deutschland eigentlich erst ein Jahrhundert später. In der sogenannten Mannheimer Kohortenstudie (Lieberz, Franz & Schepank, 2011) wurden die Folgen der Vaterlosigkeit für die kindliche Entwicklung aufgezeigt und bis ins Erwachsenenalter weiter verfolgt. Die Untersuchung startete 1979 mit 600 Mannheimer Bürgern, wobei zu gleichen Teilen Frauen und Männer der Geburtsjahrgänge 1935, 1945 und 1955 einbezogen wurden. Bei Beginn der Studie waren die Probanden im Durchschnitt 25, 35, und 45 Jahre alt. Weitere Untersuchungen schlossen sich in den Folgejahren an, sodass in jeder Altersgruppe der Verlauf über einen Zeitraum von ca. 25 Jahren erfasst werden konnte. Ein wesentliches Ergebnis der Untersuchung ist, dass vaterlos aufgewachsene Kriegskinder noch 50 Jahre später vermehrt unter psychischen Beschwerden leiden. Ihr Risiko psychisch zu erkranken war zum letzten Untersuchungszeitpunkt immer noch um das 2,5-fache erhöht!

Eine interdisziplinäre Literaturstudie zur Frage der Bedeutung der Vater-Kind-Beziehung für eine gedeihliche Entwicklung der Kinder sowie den Zusammenhalt in der Familie mit dem Titel *Vaterschaft und Elternzeit*, die 2011 vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) in Berlin in Auftrag gegeben und publiziert wurde, basierte auf einem Fundus von 270 wissenschaftlichen Publikationen, was die Forschungsaktivität auf diesem Gebiet zum damaligen Zeitpunkt deutlich macht. 2012 gründete Prof. Ahnert von der Universität Wien mit Kollegen aus den deutschsprachigen Nachbarländern den Forschungsverbund »Central European Network on Fatherhood«. Dessen Ziel ist es, die Rolle des Vaters in der kindlichen Entwicklung weiter zu erkunden. In

die Untersuchungen sind 3700 Väter einbezogen. Bereits 2008 hatte Obama in seiner Vätertagsrede aller Welt konkrete Fakten verkündet:

»Wir kennen die Statistik, nämlich dass Kinder, die ohne Vater aufwachsen, fünfmal öfter in Armut leben und Verbrechen begehen; neunmal öfter die Schule abbrechen und zwanzigmal öfter im Gefängnis landen. Sie haben häufiger Verhaltensprobleme oder laufen von zu Hause weg oder bekommen als Teenager Kinder« (Obama, 2008; Übers. d. Verf.).

Im psychologisch/psychotherapeutischen Feld haben sich darüber hinaus Wissenschaftler wie Fthenakis (1985, 1988), Bloss (1990), Vogt und Sirridge (1993), Selby (1999), Walter (2002), Metzger (2008), Seiffke-Krenke (2009), Schon (2010), Franz und Karger (2011), Ermann (2012), Hirsch (2016) sowie viele andere durch ihre Bearbeitungen der Thematik sehr verdient gemacht.

Betrachtet man den Bereich Kultur, dann wird man schnell gewahr, dass sich seit der Abrechnung Franz Kafkas mit seinem Vater (2008 [1919]) literarisch viel getan hat. Aktuell (Dez. 2016) sind bei amazon.de unter dem Stichwort »Vater und Sohn« 2.419 Bücher gelistet. Was die Bildkunst angeht, hat man sich auch dort des Themas angenommen. Im Schlossmuseum Murnau gibt es zurzeit (2016) eine Sonderausstellung mit dem Titel *Väter & Söhne. Konfrontation und Gleichklang*, wo Werke der Väter und Söhne Marc, Kandinsky, Jawlensky, Feininger und Geiger zu sehen sind (Schlossmuseum Murnau, 2016). Und Iwan Turgenjews Roman *Väter und Söhne* (2015 [1861]) erobert in einer Theaterfassung zurzeit hierzulande die Bühnen. Auf den Film wird an späterer Stelle eingegangen.

Ein Stück Geschichte und ein Blick nach vorn

Es könnte der Eindruck entstanden sein, dass allein die Weltkriege die Veränderungen in Vaterbild und Vaterrolle heraufbeschworen haben. Aber dem ist nicht so. Natürlich bedingte Krieg die Abwesenheit der Väter in der Familie. Obendrein blieben viele auf den Schlachtfeldern. Und jene, die – oft nach jahrelanger Gefangenschaft – zurückkehrten, waren zu einem großen Teil schwerst traumatisiert, trugen die Scham der Verlierer im Herzen und wurden oft genug als Männer angeprangert, die durch ihre Mitwirkung die unvorstellbare Aggression erst möglich gemacht hätten. Die Frauen hatten in der Regel jahrelang alleine für Familie und Lebensunterhalt zu sorgen und damit einst dem Vater zugeordnete Aufgaben übernommen. Mit der Rückkehr waren so Rollenkonflikte vorprogrammiert.

Die Frauen erstarkten in der Gesellschaft und waren mit Einführung der Pille (1961) auch nicht mehr ungewollten Schwangerschaften ausgeliefert. Sie fanden mehr und mehr zu selbstbestimmter Entfaltung, was natürlich das Miteinander der Geschlechter weiter veränderte. Mit Bezug auf die Väter zog Obama 2008 eine traurige Bilanz: »[W]enn wir ehrlich zu uns sind, müssen wir zugeben, dass zu viele Väter fehlen. Sie fehlen in zu vielen Leben und im Zuhause zu vieler Menschen. Sie haben ihre Verantwortung abgegeben und verhalten sich wie Jungen anstatt wie Väter« (Obama, 2008; Übers. d. Verf.). Das trifft nicht nur auf die USA zu, sondern gleichermaßen auf Europa.

Zurück zum Ausgangspunkt: Dieter Lenzen, Literaturwissenschaftler an und mittlerweile Präsident der Universität Hamburg, hat 2002 bei einer Tagung der Heinrich-Böll-Stiftung in beeindruckender Weise die Entwicklung der Vaterrolle vom Paläolithikum bis heute dargestellt. Dabei kommt er zu dem Schluss, dass das heutige Vaterbild bzw. Verhalten der Väter Ausdruck permanenter Funktionsverschiebungsprozesse in der europäischen Kulturgeschichte der letzten 2000 Jahre sei. Seine Linie beginnt bei dem Vater des Paläolithikums, der sich seiner generativen Vaterfunktion noch nicht bewusst war, aber gemeinsam mit den anderen Männern seines Stammes für die Kinder der Sippe sorgte. In der altägyptischen und jüdischen Blütezeit wird der Vater mit Gott in Verbindung gebracht. Im Alten Testament obliegt ihm die leibliche Versorgung und die Funktion der Aufzucht, das heißt, der Vater hat den Sohn so zu führen, wie Gott das Volk leitet und er hat den Sohn zu erziehen. Außerdem ist Väterlichkeit verbunden mit dem Gedanken des Erwählens und Erwähltseins, des Waltenlassens unverdienter Liebe. »Die jüdische Welt«, so Lenzen, »verfügte über ausgeprägte Vorstellungen von Väterlichkeit, die von den Christen nicht mehr eingeholt werden konnten. Spätestens mit ihnen beginnt der nachhaltige Denunziations- und Demontageprozeß des Vaters und mit ihm der Väterlichkeit« (2002, S. 12). Hier werden durch die Taufe alle Menschen zu Söhnen Gottes, des Vaters, aber tendenziell wird damit die Position des leiblichen Vaters geschwächt. Man denke nur an die bescheidene Rolle Josefs, der »Vater«-Figur an Marias Seite. Der allmächtig erscheinende römische »pater familias« mit seiner Rund-um-Verantwortung wird schon wenige Jahrhunderte nach Christus von dem durch diese Religion geprägten schwächeren Vaterbild abgelöst. Im dritten Jahrhundert n. Chr. wird der bischöfliche Vaternamen durch die Anrede »papa« eingeführt und durch das Konzil von Ephesus (431 n. Chr.) Maria als Deipara (Gebärerin Gottes) dogmatisiert, was zum Marienkult führte und die Bedeutung des Vaters weiter relativierte, jene der Mutter aber stärkte. 1139 wurde auf dem zweiten Lateran-Konzil der Zölibat für christliche Priester beschlossen, was in diesen kirchendominierten Zeiten na-

türlich die Bedeutung von realer Vaterschaft wiederum schwächte. Gleichwohl – oder vielleicht gerade deshalb? – sei, so Lenzen,

»das Motiv der Vatersuche [...] in der christlichen Welt tief verankert. 2000 Jahre wachsender Mütterdominanz [hätten] es nicht vermocht, die Idee, die Hoffnung zu begraben, jener Entdifferenzierungsprozeß möchte rückgängig gemacht werden, und aufscheinen würde das ganz Andere, der ganz Andere, der Vater« (ebd., S. 16).

Luther habe ungewollt die Vergöttlichung der Kinder vorangetrieben, wiederum mit entsprechenden Folgen für die Väter. In der Zeit des Absolutismus schickten sich dann Obrigkeit und Lehrer, Hauslehrer und Mütter an, väterliche Funktionen zu übernehmen, da dieser das Haus verlassen musste, um an einem anderen Ort »seine Lebenszeit zum Gegenwert der Mittel zu verkaufen, mit deren Hilfe er seine alimentatorische Verpflichtung gegenüber seiner Familie« (ebd., S. 18) zu erfüllen versuchte. Die Französische Revolution mit ihren Grundforderungen »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit« sei dann, so Lenzen, zum sichtbaren Ausdruck der »Zerstörung des Vaterprinzips« (ebd.) geworden:

»Die Freiheit entbindet von der Bevormundung durch den Vater, die Gleichheit zerstört den Respekt vor der Leistung des Vorfahren, und die Brüderlichkeit läßt nur noch eine Verwandtschaftsbeziehung zu, diejenige innerhalb derselben Generation. [...] Die neutestamentarische Opposition gegen die Patriarchen des Alten Testaments schien mit dem Sturm auf die Bastille am Ende des 18. Jahrhunderts ihr historisches Ziel erreicht zu haben« (ebd.).

Für die damalige und die dann folgende Biedermeierzeit konstatiert Lenzen:

»Die Mutter, mit dem insbesondere auf das Kind bezogenen Teil der ehemals väterlichen Funktionen nunmehr konfrontiert, gleichwohl immer noch Mädchen-Mutter, beschert den nachwachsenden Kindern, den Söhnen zumal, eine Sozialisationssituation, deren fatale Auswirkungen über eine Folge von wenigen Generationen sich nunmehr abzuzeichnen beginnt: Irgendwann zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert beginnen auf diese Weise vaterlose Söhne von ihren Müttern erzogen zu werden, ohne dass sie den Vater noch als eine zentrale Person erfahren. Die so sozialisierten Söhne reproduzieren diese Familiensituation in derjenigen, die sie selbst als Väter gestalten. In diesen Familien empfinden sie die Mutterdominanz als nichts Ungewöhnliches mehr. Ihre Bindungsunfähigkeit wächst an und mit ihr die Bereitschaft, die Familie wieder zu verlassen« (ebd., S.19f.).

Die Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels sowie die aufkommende Idee des Sozialismus habe dann den verbliebenen Vaterfunktionen endgültig den Todesstoß versetzt. Die kommunistische Vorstellung von der Familie habe gar nicht erst versucht, die defizienten Verhältnisse im Proletariat zu verbessern, sondern die Zwangsläufigkeit der Familienabwesenheit zur Norm gemacht und eine vaterlose Kultur konzeptioniert. Im 20. Jahrhundert seien dann in Europa an die Stelle der Väter Ersatzväter getreten, Führerfiguren, die sich mächtig ins Zeug gelegt hätten, um das von ihnen für charakteristisch gehaltene autoritäre Gehabe ihrer Väter und Vorväter zu imitieren. Der Blutzoll der Folgen war, wie dargestellt, unermesslich. Heute sind nach Lenzen die genuin väterlichen Funktionen des Nährens, Schützens und Zeigens, die alle in der indogermanischen Wortwurzel »pa« aufscheinen, an Staat und Mütter abgetreten, was er mit großer Skepsis betrachtet. Ihm scheint nur eines gewiss:

»Das Motiv der Vatersuche, das mit dem Christentum nicht nur bei seinen Häretikern, sondern in der Gestalt des verlassenen Sohnes am Kreuz so eng verknüpft ist wie mit keiner anderen Religion, ist uns erhalten geblieben. Es dauert fort« (ebd., S. 22).

Eine zentrale Frage bleibt unbeantwortet, nämlich die nach der immanenten Bedeutung der stattgehabten Funktionsverschiebungsprozesse. Der Schweizer Psychoanalytiker F. Renggli (1974) hat schon vor vielen Jahrzehnten Folgendes deutlich gemacht: Archaisches Grundprinzip allen Lebens ist die Weitergabe der eigenen Gene. Diese Weitergabe über Generationen gelingt am besten, wenn die Nachkommenschaft optimal auf ein Leben in genau dieser Gesellschaft bzw. in der ihr angestammten Umgebung vorbereitet wird. Hierbei spielen gerade frühkindliche Sozialisationsprozesse eine zentrale Rolle. Eine Population von Menschen, die in der Abgeschiedenheit eines Südseeatolls lebt und sich von den Früchten der Natur ernährt, wird dann am besten überleben, wenn es durch die Sozialisation gelingt, Menschen zu erziehen, die relativ friedfertig miteinander umgehen, anderenfalls werden sie sich auf dem zur Verfügung stehenden begrenzten Raum bei Streit wohlmöglich in einer Weise bekriegen, die ihr Überleben aufs Spiel setzt. Ganz anders ist das bei Eskimos, die an der weiten Küstenregion des Polarmeeeres leben. Sie werden für ihr Überleben darauf angewiesen sein, dass sie sich die Natur mehr oder weniger aggressiv aneignen. Die frühkindliche Sozialisation bei den Ackerbauern am Nil unterscheidet sich hiervon wiederum deutlich. Hier sichern ganz andere Fertigkeiten das Überleben. Natürlich sind die von Renggli in verschiedenen Gruppen – teilweise anderen als den hier beschriebenen – gefun-

denen Sozialisationsprozesse nicht willentlich gesteuert, sondern haben sich über Generationen unbewusst herausgemendelt. In unserer sich rasch verändernden hochkomplexen, also »heißen« Gesellschaft ist es schwierig, sich zurechtzufinden bzw. Kinder darauf vorzubereiten, dies als Erwachsene gut zu können. Daraus resultiert – wiederum nicht bewusst intendiert – eine heute deutlich verlängerte Adoleszenz. 2004 beschrieb Arnett diese sogenannte »emerging adulthood« als neue Entwicklungsphase in den westlichen Industriegesellschaften, die die Zeitspanne zwischen dem 18. und 24. Lebensjahr (und in akademischen Kreisen sogar bis zum 30. Lebensjahr) umfasst (vgl. Foelsch et al., 2013, S. 30f.). Diese Zeiträume benötigen Jugendliche heute, um ihre Identität einigermaßen sicher zu entwickeln. Es ist eine Zeit des Experimentierens, um möglichst optimal in der Gesellschaft aufgestellt zu sein.

In China kann man derzeit in vivo erleben, wie ein staatlich inauguriertes soziales Projekt, nämlich die von 1979 bis 2015 verordnete Ein-Kind-Politik in Verbindung mit der traditionell verankerten höheren Wertschätzung des männlichen Geschlechts und dem traditionell hohen Stellenwert von Familie, sich auf die dortige Gesellschaft auswirkt. Hinzu kommt, dass die Väter dort arbeitsbedingt weitgehend absent sind. Momentan sichtbar ist ein erheblicher Männerüberschuss bei überalternder Gesellschaft und persistierenden engen Mutter-Kind-Bindungen. Die gesellschaftliche Problematik verleugnend spricht man von den in dieser Zeit Geborenen als »kleinen Kaisern« (Mayer-Kuckuk, 2016). Es stellt sich die Frage, ob China auf dem Weg ist, eine narzisstisch geprägte Gesellschaft zu werden.

Das Beispiel macht deutlich, dass man soziokulturelle Zusammenhänge der Vater-Sohn-Beziehung und ihre Veränderungen nur sehr differenziert auf eine bestimmte Gesellschaft bezogen untersuchen kann. Auch wenn sich der für China vermutete Trend in anderen Industrienationen ebenfalls – und zwar schon länger! – beobachten lässt. Man denke nur an entsprechende Publikationen aus Deutschland: *Zeitalter des Narzissmus* von Christopher Lasch aus dem Jahr 1980 oder *Die narzisstische Gesellschaft* von Hans-Joachim Maaz aus dem Jahr 2010.

Die Frage, die sich aus dem Gesagten ergibt, lautet unter systemischem Aspekt: Welche Vorteile bringt ein schwacher oder gar abwesender Vater einer bzw. der abendländischen Gesellschaft für ihre Entwicklung und ihr Überleben? Erst recht, wenn man bedenkt, dass diese Entwicklung, wie von Lenzen aufgezeigt, eben nicht nur als Kriegsfolge zu verstehen ist, sondern als Ausdruck eines weit über 1000 Jahre währenden evolutionären Prozesses, paradoxerweise auch noch vom Patriarchat selbst angestoßen und befördert.

Mit Bezug auf unsere immer globaler vernetzte Gesellschaft könnte man

beispielsweise, an Sennets Konzeptualisierung des *Flexiblen Menschen* (1998) anknüpfend, diskutieren, ob nicht eine in einer Patchworkfamilie und durch frühen Kitabesuch erworbene vermeidende Bindung (Bowlby) von Vorteil ist, denn Menschen mit diesem Bindungsmuster haben kein Problem, heute in Shanghai, morgen in New York und übermorgen in Berlin zu arbeiten und gut zurecht-zukommen. Sie sind prädestinierte »global players«. Der sicher gebundene Typ hätte hingegen bei jedem Ortswechsel mit seinem Trennungsschmerz zu kämpfen.

Unsere gegenwärtige Gesellschaft

»Vier z. T. verheerende Generationen deutscher Väter haben bei vielen Männern bis heute zu schwerwiegenden Beeinträchtigungen ihrer Identitätssicherheit und Verzerrungen ihres Gefühlslebens geführt. Die patriarchalisch-wilhelminische Vaterautorität, der nationalsozialistisch-soldatische Vater, der tote oder traumatisierte Vater der Kriegs- und Nachkriegszeit und schließlich heute der abwesende Vater haben bis in die Gegenwart spürbare und empirisch nachweisbare Spuren hinterlassen. Diese (fehlenden) Vorbilder sind eine schwere transgenerational wirksame Last. Schützengräben, Lagerzäune, Mauern und die große heutige Einsamkeit ziehen sich bis jetzt noch durch die Seelenlandschaften vieler vaterloser Jungen und Männer« (Franz, 2010, S. 2).

Der Zweite Weltkrieg hatte zur Folge, dass 1945 ein Viertel aller Kinder permanent vaterlos war. Weitere 25 bis 30 Prozent hatten eine temporäre Vaterlosigkeit zu erleiden (vgl. Kleinschuster-Moser, 2015, S. 3f.). 2014 hat das Statistische Bundesamt einen Bericht über Alleinlebende veröffentlicht. Während seit 1991 die Quote der Singlefrauen um 16 Prozent gestiegen ist, erhöhte sich jene der Männer sprunghaft um 81 Prozent. Diese Entwicklung betrifft vor allem junge Männer im heiratsfähigen Alter. 27 Prozent der 18- bis 34-Jährigen leben allein. Das sind in absoluten Zahlen etwa sieben Millionen Männer in Deutschland. In den USA oder in England sehen die Zahlen nicht besser aus. *Liberty Voice* titelte im Juli 2016, die US-amerikanische Situation betreffend: »Fatherless Sons With Guns Flood the Streets of Chicago« (Jackson, 2016). In manchen Regionen Großbritanniens hat die Vaterlosigkeit ein solches Ausmaß erreicht, dass das Zentrum für soziale Gerechtigkeit dort von regelrechten »men deserts« spricht. In dem Bericht des Zentrums heißt es weiter, dass Großbritannien einen tsunamiartigen Zusammenbruch der Familie erlebe. Die Zahl der Alleinerziehenden wächst jähr-

lich um mehr als 20.000 und wird bei den nächsten Wahlen im Königreich die 2.000.000-Marke erreichen (vgl. Richardson, 2013). Nach einer Studie über die Lebensentwürfe und Rollenbilder 20-jähriger Frauen und Männer, die die deutsche Bundesregierung 2007 in Auftrag gegeben hat, wird jungen Männern »ein deutliches Leiden an der Komplexität, Unübersichtlichkeit und Dynamik der Gesellschaft« zugeschrieben. Junge Männer heute »befürchten, dass in Wahrheit die Frauen die wichtigen Entscheidungen fällen und sie, die Männer, gar nicht mehr brauchen« (Hollstein, 2014). Tyler Durden, der Protagonist in dem US-amerikanischen Blockbuster *Fight Club* (1999) formuliert es so: »Wir sind eine Generation von Männern, die von Frauen großgezogen wurden. Ich frage mich, ob noch eine Frau wirklich die Antwort auf unsere Fragen ist.« Nur fünf Prozent der Erzieher in Kindergärten und 15 Prozent der Grundschullehrer sind noch männlich. Die Scheidungszahlen haben sich in Deutschland zwischen 1970 bis 1985 verdoppelt. Im Jahre 2000 waren es in Zahlen insgesamt 194.410, das betraf 15 bis 20 Prozent der Familien. Von dieser Prozentzahl wiederum waren 55 Prozent minderjährige Kinder betroffen: 148.190 im Jahr 2000 (vgl. Ax, 2000; 2002). Die Zahl von Einelternfamilien steigt seitdem weiter. 2004 lebten etwa 2,3 Millionen Alleinerziehende mit Kindern unter 18 Jahren (ca. 81% Mütter) in Deutschland. Das Thema der konflikthaft gescheiterten Liebesbeziehung dominiert: 39,4 Prozent der alleinerziehenden Mütter sind geschieden, 14,6 Prozent leben getrennt, 39,9 Prozent sind ledig (vgl. Stegmann, 1997; Statistisches Bundesamt, 2005, S. 47). 21,7 Prozent (3,2 Millionen) aller Kinder unter 18 Jahren wuchsen 2004 in Deutschland in einer Einelternfamilie auf. In urbanen Zentren und sozialen Brennpunkten liegen diese Raten zum Teil noch erheblich höher. Aufgrund einer formal deutlich restriktiveren Definition des Statusmerkmals Alleinerziehend »sanken« die Häufigkeitsangaben des Statistischen Bundesamtes ab 2006. Diesen Zahlen zufolge leben 1,57 Millionen Alleinerziehende (ca. 90% Mütter) mit Kindern unter 18 Jahren in Deutschland (vgl. BMFSFJ, 2008). Ihr Anteil an allen Familien mit Kindern betrug 2007 etwa 18% (vgl. BMFSFJ, 2008; zit. n. Franz, 2010).

Heute sieht die Situation hier so aus:

»Sehr viele Väter sind berufsbedingt abwesend, nur etwa 19% nehmen derzeit die gesetzliche Elternzeit in Anspruch, drei Viertel davon jedoch lediglich die zwei Monate, die zur Erlangung der Vollausszahlung des Elterngeldes erforderlich sind. Trotz öffentlich eingeforderter und propagierter neuer Rollenleitbilder versorgen und betreuen Väter ihre Kinder seltener als die Mütter (Werneck, 1998; BMFSFJ, 2003). [...] Zahlreiche Jungen wachsen ohne ein reales, emotional präsen-

tes männliches Identifikationsmodell auf. Dieses männliche Identifikationsdefizit wird beispielsweise von Kinofilmen wie ›Matrix‹, ›Terminator‹ oder ›Starwars‹ mit großem kommerziellen Erfolg vermarktet. In diesen epischen Erfolgstreifen geht es stereotyp darum, dass ein vaterloser Junge von weisen, hyperphallisch bewaffneten und technisch brillanten Ersatzvätern zu einem großen starken Mann herangebildet wird. In den gemeinsamen Gegnern – allgegenwärtige, parasitäre oder umfassend bedrohliche und weltvernichtende Maschinenwelten – sind unschwer die allmächtigen Verfolger paranoider kleinkindlicher Ängste wieder zu erkennen (im Filmtitel ›Matrix‹ sogar direkt ausgesprochen). Diese Ängste entspringen aus psychoanalytischer Sicht einer als bedrohlich erlebten oder auch phantasierten hilflosen Abhängigkeit von einer – unemphatischen oder depressiven, vielleicht auch überforderten oder misshandelnden – jedenfalls emotional nicht zur Verfügung stehenden ›maschinenhaften‹ Bezugsperson der frühen Kinderjahre, zu der sich dem Kind keine triangulierende Alternative vermittelt. Auch ein depressiv klammern-des Mutterbild kann – wie oben dargestellt – als innerer Verfolger von vaterlosen Kindern verhaltenswirksam verinnerlicht worden. Diesen archaischen (maternal-dyadischen) Mächten bietet der Junge im Film schließlich die männliche Stirn und siegt mit der Hilfe des idealisierten väterlichen Mentors, der ihn für diese Aufgabe zuvor mit den Insignien phallischer Macht (Laserschwerter und ähnliche Instrumente) ausgestattet hat. Die auf den ersehnten Vater gerichteten Entwicklungs- und Bindungswünsche zahlreicher vaterloser Kinder sind hier ebenso unschwer zu identifizieren. Als mediale Platzhalter und kommerziell genutzte Projektionsfiguren bedienen diese Helden persistierende, noch auf einen früher abwesenden aber als stark und fürsorglich ersehnten Vater bezogene kindliche Bindungswünsche und stehen zur illusionären Massentriangulierung gewinnbringend zur Verfügung. Befriedigt werden diese auf reale Interaktion mit lebendigen Männern und Vätern gerichteten kindlichen Bedürfnisse durch derartige Medienprodukte sicherlich nicht – mit möglicherweise fatalen Folgen für eine destruktiv unterlegte phallische Identität und damit nicht zuletzt auch für das resultierende latente Frauenbild vieler Jungen. [...] Zusätzlich zu dem transgenerational tradierten kollektiv-kriegstraumatischen und dem strukturellen Vaterdefizit unserer heutigen Gesellschaft ist also die wachsende Gruppe der alleinerziehenden Mütter und ihrer Kinder von dem Fehlen des Partners und Vaters in besonderer Weise betroffen« (Franz, 2010, S. 10).

Heute gilt – zumindest innerhalb der Soziologie – als unstrittig, »dass es ein bestimmtes, dominierendes Vaterschaftskonzept in unserer gegenwärtigen Gesellschaft nicht gibt. Vielmehr müssen wir von der Existenz diverser Variationen individueller Vaterschaft ausgehen« (Matzner, 2004, S. 17).